

FALLSCHIRM JÄGER

MITTEILUNGSBLATT DES BUNDES DEUTSCHER FALLSCHIRMJÄGER e.V.
UND DES KAMERADSCHAFTSBUNDES FALLSCHIRMPANZERKORPS „HG“



Das Hochkreuz auf dem deutschen Soldatenfriedhof Cassino

Bild: Volksbund

**In der Hoffnung
auf Versöhnung und Frieden**



AUS DEM INHALT:

„GELÄNDEGEWINN“
DES WESTENS

ARMEE NEBEN DER
„VOLKSARMEE“

NEUER SPANNUNGSSHERD
IN FERNOST

GEGEN DAS UNRECHT
IN BÖHMEN

ERLEBT UND GESCHEHEN

DIE WEISSEN SPIEGEL

DIE ANDEREN UND WIR

AUS DEM LEBEN DES BUNDES

September
Oktober

5

1978

wohnung ist auch hier stärker als die Angst, so merkwürdig das klingen mag.

Mit einem Bataillon rennt dann der Amerikaner an, wie ein Hurrikan brechen die Angreifer in die Stellungen ein. Den beherzten Fallschirmjägern gelingt es, auch diesen Ansturm zu stoppen. Nach seiner Abwehr werden überall Minen verlegt. Dann kommt endlich der erlösende Befehl, daß die Bataillone sich unter Zurücklassung schwacher Sicherungen aus dem Hauptkampfgebiet zu lösen haben.

Durch das zerschossene Velletri mit dem Trümmerfeld der Häuser und Straßen führt der Weg. Überall hat der Krieg seine schrecklichen Wunden hinterlassen.

In der Nähe des Regiments-Gefechtsstandes stellt sich das I. Bataillon in einem ehemals blühenden Park bereit zum Angriff auf die Bergstraße. Noch eine kurze Zigarettenpause, blau steigen die Wölkchen in den Himmel, unerbittlich geht der Zeiger der Uhr.

Das II. Bataillon ist inzwischen entlang der Hauptstraße angetreten. Der führende Hauptmann ist bei der Spitze, ein MG-Schütze fällt, der Offizier schiebt den Toten zur Seite und die Waffe hämmert weiter, der Angriff stockt nicht.

Das „Fertigmachen!“ reißt die Ruhenden hoch, die Gruppen formieren, links und rechts der Straße treten sie an, vor ihnen die Albaner Berge. Etwa zweihundert Meter geht es zügig voran, dann schlägt mörderisches Flankenfeuer aus den nahen Bergwäldern.

Eine schier endlose Woge wälzt sich von dort heran, doch die eigenen Kompanien sind zusammengeschmolzen und es ist nur ein kleines Häuflein, das sich der Flut entgegenstemmt. Mit der Kraft von Urgewalten stoßen sie aufeinander! Plötzlich prasselt das Feuer der zweiten Stoßgruppe in die Flanke der Angreifer, reißt sie zu Boden, läßt sie stocken, die Fallschirmjäger bekommen Luft.

Mit neuer Wut brechen die Amerikaner gegen die Deutschen vor, doch jetzt liegt die Straße als Hindernis zwischen den Fronten. Nun soll erneut die Artillerie Luft schaffen: Heulend, fauchend, rauchend jagen die Granaten heran, nach jedem Einschlag springt eine Fontäne hoch, die Erde scheint zu tanzen.

Die Angriffswucht läßt nicht nach, pausenlos rennen die Olivgrünen gegen die wenigen Fallschirmjäger. Die müssen halten, denn aus der Stadt rollen ihre letzten Fahrzeuge und schweren Waffen.

Dann ist es endlich soweit: Unter dem Feuerschutz der Sicherungen setzen sich die Gruppen ab, ein Sanitätspanzer rollt mit den letzten Verwundeten durch das feindliche Feuer.

Doch der Gegner hat die Bewegung erkannt, stößt mit Panzern nach. Der Regimentskommandeur will als Letzter fahren, sein Wagen steht noch gut getarnt im Einschnitt eines Weinberges. Schon schieben sich die ersten Panzer heran.

Rein in den Wagen, starten, der Motor brummt auf, noch ein Blick zur Straße, mit einem wahren Satz springt der Fahrer aus der Deckung. Eine Querrinne, der Wagen hängt in der Luft, setzt wieder auf und jagt über die Straße. So schnell sind die Panzerschützen nun auch nicht, ihre Granaten krachen „harmlos“ ins Gelände.

Noch eine Kurve und dann ist der deutsche Wagen in Sicherheit. — Das Sturmregiment hat sich befehlsgemäß vom Feind gelöst, als die untergehende Sonne die Bergkämme grellrot färbt. Langsam senken sich die Schatten der Nacht.

Archiv/Fi.

In den Flammen von Wilna

Beim Fallschirmjäger-Regiment 16-Ost im Juli 1944

„Mal alles herhören! Die Fallschirme sind sofort abzugeben. Alles packt und hält sich marschbereit!“, tönte der Offizier vom Dienst. Wir sahen uns an: Was war jetzt los? Die tollsten Gerüchte schwirrten im Nu durch die Unterkünfte des Regiments 16 in Stendal.

Noch wenige Tage zuvor lag das Regiment in Abbéville, einige Kilometer hinter der Invasionsfront in Bereitschaft, wir bewachten Brücken, bestaunten die über uns hinwegziehenden Bomberströme der Alliierten und beobachteten nachts unsere nach England ziehenden Raketen. Doch kaum waren wir von Halberstadt kommend in Abbéville eingetroffen, kam ein Befehl, der das Regiment, das nur aus Springern bestand, wieder nach Deutschland zurückholte.

In Stendal übten wir nochmals Nachtsprünge. Wir lagen in strengster „Sicherheit“, niemand durfte schreiben oder telefonieren. Man hatte wohl etwas Besonderes mit uns vor.

Es geht wieder nach Osten!

„Zugführer und Gruppenführer zur Besprechung!“ Türen und Fenster flogen auf, jetzt würden wir erfahren, was anlag! Das Geheimnis war schnell entschleiert und das wenige, was unser Chef, Hauptmann Swenson, erklärte, genügte uns:

„Ein Transportgeschwader wird uns morgen früh nach Osten bringen; wahrscheinlich für einen Luftlandeinsatz. Wo, wie und wann ist noch unbekannt. Wegtreten!“

Gab das ein Schimpfen! Zweimal waren die meisten von uns schon im Osten gewesen. Ich kam erst mit einem Armbruch zurück, dann mit einem erfrorenen Fuß. Wie würde es diesmal werden?

Am Morgen bei Sonnenaufgang starteten wir. Unser Bataillon hing als erstes in der Luft. Im Tiefflug brausten die „Ju“ nach Osten. Noch ging es über deutsches Land, Zwischenlandung in Ostpreußen, Tanken. Weiter ging es, noch war unter uns alles ruhig, die Straßen leer. Wir landeten in Kaunas (Kowno), auf einem riesigen Horst mit spürbarer Frontstimmung.

Dann standen wir vor den Maschinen und hartn der Dinge, die da kommen sollten. Plötzlich Aufregung: „Alles wieder an Bord!“

Wieder eine kurze Besprechung der Unterführer: „Wir fliegen jetzt noch nach Wilna. Der Russe steht kurz vor der Stadt, aber der Platz soll noch frei sein. Wir bekommen Jagdschutz. In den Maschinen gefechtsklar machen; wir müssen sofort nach der Landung in Stellung gehen!“

Das konnte ja heiter werden. Schon liefen die Motoren wieder, der Jagdschutz war in der Luft und ab ging die Post. In der Kabine herrschte reges Leben. Stahlhelme wurden aufgesetzt, Mützen weggepackt, wir schnallten um, die Waffen wurden scharf geladen.

Der Flugplatz brannte schon

Ein Blick aus dem Fenster: Unter uns zogen lange Kolonnen nach Westen. „Da vorne brennt es, das muß Wilna sein“, der Bordfunker zeigte mit dem Finger durch die Kanzel. Am Horizont stand drohend eine Rauchsäule. Schnell kamen wir näher: Was brannte, war der Flugplatz! Die Russen hatten ihn beschossen. Wir kurvten um die Rauchsäule und setzten zur Landung an. Eine zerschossene „Ju“ lag mitten auf der Rollbahn, kurz neben ihr rollten wir aus.

„So schnell wie möglich raus!“, schrie der Flugzeugführer, „sonst kommen auch wir nicht mehr zurück!“ Wir sprangen hinaus.

Die Munitionskisten kamen geflogen, unser Abwurfbehälter mit den schweren Maschinengewehren und dem zweirädrigen Fahrgestell polterte heraus. Zwei Zahlmeister drängten sich dafür rein, ein Verwundeter dazu, schon startete die Maschine wieder nach Westen.

In der sinkenden Dämmerung standen wir auf dem brennenden Platz und schauten uns um. Niemand zu sehen, nur in der Ferne einige Kameraden, die kurz vor uns gelandet sein mußten. Nicht weit von uns aber piff es, krachten Einschläge. Da war was los!

„Erst mal runter vom Flugplatz“, schrie Herbert Faulstich, unser Halbzugführer. Wir packten zusammen und stiefelten ab, in Richtung Stadt. Da war eine Schlucht, ein Steinbruch. Wir legten uns in eine Mulde. Faulstich ging vor, den Kompaniegefechtsstand zu suchen.

Endlich bekamen wir Verbindung und sammelten uns bei einigen Häusern hinter dem Flugplatz, gegen Wilna hin. Nicht weit davon gingen wir bald in Stellung, rückten unsere Gewehre zurecht, aber: Keine Verbindung links, keine rechts, keine Ahnung, wo der Feind war. Was wir wußten, war die ausgegebene Parole.

Eine unheimliche Nacht: Leuchtkugeln hier und Leuchtkugeln dort, Einschläge in den verschiedensten Richtungen, Schüsse in die verschiedensten Richtungen.

Als der Morgen graute, erfuhren wir, daß nur etwa dreihundert Mann unseres Bataillons noch nach Wilna eingeflogen werden konnten und der größte Teil des Regiments noch in Kaunas war.

Hinein in die Trümmer

„Den Flugplatz vom Feind säubern, ein MG zur Unterstützung“ hieß es dann. Faulstich fügte hinzu: „Auf Heinz, geh' los mit Deinem Verein!“

Ich zog mit meinen sechs Männern ab, aber was sollten wir eigentlich in diesem Trümmergewirr mit einem schweren Gewehr? Doch der Schütze Eins (vergeblich habe ich in meinem Gedächtnis nach dem Namen gesucht) ging mit dem Schützen Zwei vor, das 42er-Gewehr als leichtes Gewehr in der Hand.

Als ich noch überlegte, ob ich einen Posten bei der Lafette lassen und mit den drei anderen Kameraden folgen sollte, kamen die beiden schon wieder zurück. Es war kein Feind zu finden!

Doch wir fühlten uns nicht wohl. Kein Frontverlauf war zu erkennen, auch keine klare Linie in den Befehlen für uns. Der Kommandeur baute wenigstens mit unserem Haufen so etwas wie eine neue Hauptkampflinie auf, die aber vorläufig nach rechts und links in der Luft hing.

Gegen Mittag knallte es auf einmal ekelhaft nahe: Panzer! Von vorn, entlang der Eisenbahn dicht am Flugplatz, entlang der Straße und quer durchs Feld kamen einige Infanteristen und schrien: „Der Iwan kommt mit Panzern!“

Da hörten wir sie auch schon. Eine Pak kam von hinten, ging in Stellung. Eine Acht-Acht baute wieder ab, weil es keinen Schußwinkel gab. Wir setzten den Stahlhelm fester drauf. Doch vorläufig sollten auch wir

nicht zum Schießen kommen. Oben links auf den Höhen tauchten erdbraune Gestalten auf, die uns zu umgehen drohten.

„Absetzen!“ Wir wetzten die Straße entlang zu einer großen Schlucht, durch die Gleise führten, kurz vor Wilna. Wir gingen in Stellung, die Iwans tauchten auf und dann feuerten wir. Da aber immer noch keine zusammenhängende Linie gebildet war, wurde es ein Kampf einzelner Gruppen, der sehr bald seine Opfer forderte.

Melder kamen: Ein Kompaniechef gefallen, der Kommandeur verwundet, dort so viele Tote, so viele Verwundete. Hauptmann Swenson übernahm das Bataillon. Auch er mußte sich zuerst orientieren. Die eigene Artillerie schoß in unsere Reihen, sie rissen auseinander. Russen schoben sich dazwischen, jeder kämpfte auf eigene Faust, es war ein tolles Durcheinander.

Endlich wieder eine Front

Ein russischer Panzer, ein uraltes Modell, rollte zwischen uns. Eine Acht-Acht schoß ihn ab. Erst gegen Abend sammelten wir uns hinter einer nun wieder erkennbaren und von Infanterie besetzten Front, die nur durch unseren Einsatz gebildet werden konnte.

So sehr wir auch suchten und so oft wir auch abzählten: Wir waren nach zwölfstündigem Gefecht nur noch sechzig Mann, darunter zwei Offiziere, Hauptmann Swenson und der Bataillonsadjutant.

Einer hinter dem anderen zogen wir, ständig um Deckung bemüht, nach Wilna hinein. Unterwegs erschreckte uns noch einmal ein Panzer. Wir liefen einen Spähtrupp zum Bahnhof und fanden dort einige Kameraden, gerieten in heftiges Artilleriefeuer und sammelten uns wieder unter einer Eisenbahnbrücke. Als wir endlich Quartier fanden, war dies ausgerechnet in einem Verpflegungslager, das noch knallvoll mit allen möglichen leckeren Sachen war!

Doch hatten wir noch keine Ruhe: „Der Iwan greift an und ist schon in der Stadt“, hieß es. Aber der Alarm war zum Glück falsch und wir fanden tatsächlich einige Stunden Schlaf, beunruhigt nur durch Störungsfeuer und dem Bewußtsein: Wir sind eingeschlossen!

Am Morgen holte man uns mit zwei Lastwagen zum Gefechtsstand des Generals Stahel, der ebenso wie wir im letzten Moment in die Stadt eingeflogen worden war. Er hatte den Auftrag, die Stadt zu halten, um sowjetische Streitkräfte zu fesseln und den Rückzug der Heeresgruppe Nord zu erleichtern. Der neue Kommandant war Luftwaffengeneral.

Der Russe hat die halbe Stadt

In der Nacht waren die Russen bereits in die Stadt eingedrungen und hatten ungefähr die Hälfte besetzt. Der Gefechtsstand befand sich in der Nähe eines großen Platzes, von der Wilija nur durch eine alte Kirche getrennt und am Fuße einer Erhebung, auf der das „Hindenburg-Lazarett“ lag.

Die Wilija umschließt die Stadt in einem großen Halbkreis. In diesen Flußbogen hatten die Sowjets die deutsche Besatzung gedrängt, die alle Brücken gesprengt hatte. Eine recht dünne Front, deren Zusammenhang zudem nicht immer zu erkennen war, zog sich wenige hundert Meter vor dem Gefechtsstand durch die Stadt.

Wir sollten nun Schußfeld schaffen und dazu einige Häuser in Brand stecken. Wir gingen vor, überquerten eine große Straßen-

kreuzung und plötzlich schrie Faulstich: „Davorne sind Russen!“

Die Iwans waren überrascht und verschwanden in den Häusern. Ehe wir aber richtig heran waren, hörten wir einen Panzer anfahren. Wir mußten zurück, da wir keine panzerbrechenden Waffen bei uns hatten. Der nicht zu erschütternde Faulstich aber schleppte zwei erbeutete schwere Maschinengewehre mit, auf kleine Räder montiert.

Ich verschwand neben der Pak, hinter einem kleinen, flachen Hügel. Schon begann das Duell zwischen dem T 34 und der deutschen Kanone: Der zweite Schuß des Russen saß, Volltreffer mitten in die Stellung! Ich flog durch die Luft, fand mich aber unten am Abhang ziemlich wohlbehalten wieder, während ein Blick genügte, um mir zu zeigen, daß die Bedienung der Pak tot war. Der T 34 verschwand so schnell, wie er aufgetaucht war.

Wohl eine Stunde später saßen wir an einer Straßenecke, gegenüber dem Gefechtsstand der Sturmgeschütze, vor einem großen Schaufenster. Der Russe schoß ständig mit seiner Artillerie Störungsfeuer, doch kümmerte sich niemand darum. Plötzlich ein Heulen, Bersten, Schreien, Glas splitterte: Mitten unter uns hatte eine Granate eingeschlagen! Stumm legten wir die Toten auf die Straße, verbanden die Verwundeten.

Tausende Verwundete bleiben zurück

Einen ganzen langen Mittag stand einmal ein sowjetisches Sturmgeschütz vor uns auf der tiefer liegenden Straße. Es fiel zunächst kein Schuß, bis einer von uns die Nerven verlor und ballerte. Ich sah noch, wie das Rohr des Panzers schwenkte, dann machte ich mich in meinem Loch ganz klein und schon gab es einen Riesenkrach.

Als er verklungen war, hörte ich leises Stöhnen aus dem Loch neben mir. Vorsichtig sah ich hinaus: Das Rohr des Sturmgeschützes war wieder auf die Straße gerichtet. Ich kroch hinüber: Faulstich und einen Gewehrführer unseres Zuges hatte es erwischt. Beide mußten ins Lazarett. Herbert hatte eine klaffende Wunde unter der Unterlippe, konnte aber den späteren Ausbruch mitmachen.

Es waren kurz nach der Einschließung einige Tausend deutsche Soldaten in der Stadt. Allein so viele Verwundete ließen wir bald zurück, dazu das Krankenpersonal und einige Nachrichtenhelferinnen, die freiwillig dort blieben, um die Verwundeten zu pflegen. Was deren Entschluß bedeutete, wissen wir erst heute richtig zu ermessen.

In der vierten Nacht lagen wir auf unserem Hügel und hörten wieder die „Propagandakanone“ der Roten Armee, die uns zum Überlaufen aufforderte. Wir atmeten auf, als sie verstummte. Nur das Knistern brennender Häuser unterbrach die gespenstische Stille.

Ich saß neben meinem Loch und rauchte hinter der vorgehaltenen Hand meine Pfeife. Kaum traute ich meinen Augen: Plötzlich kroch auf der anderen Seite durch einen Latenzaun Gestalt hinter Gestalt heraus! Es war ziemlich dunkel, eine Leuchtpistole hatten wir nicht. Anrufen? — Dann waren wir sechs Männlein verloren, denn was da kam, waren beinahe hundert Mann.

In größter Eile und Stille weckte ich meine Kameraden: „Keiner schießt, erst wenn ich Feuer frei gebe!“ Nur die Überraschung konnte uns helfen. Ich überlegte nochmals.

Im Keller bei den Sturmartilleristen erholten wir uns von dem Schreck. Dort hörten wir auch am Abend den Wehrmachtbericht: „...heldenhafte Kämpfe in Wilna...“ — Wir sahen uns schweigend an!

Es kamen ruhige Stunden für uns, es kamen bittere Stunden. Wir fanden ein Lager mit gutem französischem Cognac und wir hatten immer eine Flasche in der Tasche. Schnaps ist keine schlechte Medizin für eingeschlossene Soldaten!

Dann gingen wir auf einen Hügel gegenüber dem Lazarett in Stellung. Ein Haus, in dem sich ehemals eine Funkstelle befand, wurde unser Zuggefechtsstand. Über der rauchgeschwängerten Stadt herrschte lebhaftes Fliegertätigkeit. Ständig hingen an die vier zweimotorige Maschinen über uns: Erst warfen sie ihre Bomben, dann feuerten sie mit ihren Kanonen und drehten schließlich, wenn die Ablösung erschien, nach Osten ab.

In den ersten Tagen waren auch unsere „Focke-Wulf“ sehr eifrig, dann kamen Staffeln „He 111“, die uns mit Munition versorgten. Später aber war Iwan dort oben Alleinherrscher.

In der Stadt aber kämpften wir weiter. Wir liefen Späh- und Stoßtrupps zur Wilija hinunter und erlebten ruhige Stunden in einem Kloster. Unsere heißesten Tage aber verbrachten wir auf jenem Hügel gegenüber dem Lazarett.

Es mußten Russen sein, woher sollten von dort Deutsche kommen? Als die ersten unter uns am Hang waren brüllte ich: „Feuer frei!“

Unsere Maschinenpistolen begannen zu rattern. Da hörte ich es unter mir schreien: „Aufhören, eigene Leute!“ — „Feuer stoppen!“

Ich zitterte am ganzen Körper und starrte angespannt den Hang hinunter. Tatsächlich, jetzt erkannte ich sie, näherkommend, als Deutsche, auch General Stahel war bei ihnen. Verdattert blickte ich auf das Ritterkreuz mit dem Eichenlaub, das in seinem Kragenauschnitt baumelte.

„Heute nacht brechen wir aus!“

Der General klärte den Sachverhalt und zeigte Verständnis für mein Verhalten. Ich selbst brachte dann diesen Haufen Leichtverwundeter, die der General von drüben aus dem Lazarett geholt hatte, bis zum Gefechtsstand.

Dann brachten Essenholer eine Nachricht, die niemand recht glauben wollte: „Heute Nacht brechen wir aus!“

Gleich darauf mußte ich zum Kompaniegefechtsstand und es bestätigte sich: Wir sollten und durften ausbrechen. Viel zu packen hatten wir nicht mehr. Die Waffen wurden noch einmal nachgesehen, in fiebriger Ungeduld erwarteten wir die Dämmerung. Als wir uns dann unbemerkt absetzten, wußte noch niemand, wo der Ring durchbrochen werden sollte.

Wir Fallschirmjäger hatten bis dahin an allen Ecken des eingekesselten Stadtteils gestanden. Als wir in Richtung auf den Wald im Westen geführt wurden, sahen wir uns groß an: Dort war doch der Fluß, über den keine Brücke mehr führte?

An Straßen und Wegen standen bespannte Wagen der Infanterie in langen Reihen, dazwischen Flak und Kraftwagen. Daneben in den Gärten verschob die Artillerie ihre letzte

Munition in die jetzt lichterloh brennende Stadt.

Erst als wir in einsetzendem Regen im Wald lagerten, erfuhren wir mehr. Der General hatte bei jenem alten Kloster eine Furt entdeckt und dort sollten alle Soldaten hinüber. Wir kannten die Stelle gut, denn wir hatten dort anderthalb Tage in Stellung gelegen.

Der Wald führte bis beinahe hundert Meter an den Fluß heran. Auf der gegenüberliegenden Seite erhob sich etwas weiter rechts ein hoher Berg, von der man die Furt sehr gut unter Feuer nehmen konnte. Wenn das nur gut ging . . .

Hinter uns dröhnten zwischen dem Artilleriefeuer dumpfe Explosionen durch den Wald: Geschütze und Wagen wurden gesprengt! Viel Zeit zum Überlegen blieb nicht, denn bald hieß es: „Fallschirmjäger nach vorn!“

Im Regen durch den dunklen Wald

So leise wie möglich tappten wir an den lagernden Kameraden der Infanterie vorbei durch den dunklen Wald, durch den unablässig der Regen rann. Mit dem General an der Spitze sollten wir als Stoßtrupp durch das Wasser laufen und auf der anderen Seite den Weg freikämpfen.

Wir traten aus dem Wald heraus und vor uns lag die Wilija, über hundert Meter breit, doch beinahe so reißend wie der Rhein. An der Mauer des Klosters entlang schoben wir uns zum Ufer hinunter. Ein kurzes Atemholen, einige schnelle Schritte, schon standen wir im Wasser und begannen den Marsch ins Ungewisse!

Das Wasser reichte zuerst nur bis an die Knie, dann bis zur den Hüften, schließlich stand es uns bis zur Brust. Die Strömung war sehr stark und wir alle in voller Ausrüstung! Die Maschinenpistole hoch über dem Kopf — von ihr konnte unser Leben abhängen — tasteten wir uns vorwärts. Manchmal stieg das Wasser leise plätschernd bis zum Kinn, dann wieder reichte es nur bis zur Brust.

Das schien aber besser zu gehen, als ich vorher gedacht hatte: Als ich noch fünfzig Meter vom Ufer entfernt war, kletterten die ersten Kameraden schon ans Land und verschwanden im Gebüsch. Manchmal blieben wir einen Moment stehen und horchten, doch alles blieb ruhig.

War ich, weil die Spannung nachließ, etwas leichtsinnig geworden und hatte nicht mehr auf meinen Vordermann geachtet? Jedenfalls riß mich plötzlich die Strömung um, ich verlor den Boden unter den Füßen, der Knochensack zog mich unter Wasser.

Schreien war streng verboten, ich mußte die Maschinenpistole fallen lassen, den Stahlhelm vom Kopf reißen und auch das Koppel mit Pistole, Brotbeutel, die Tragrist mit den Magazinen, der Rock mit der Brieftasche, alles verschwand. Dann endlich konnte ich auftauchen und Luft schnappen!

Mit letzter Kraft über den Strom

Jetzt konnte ich auch schwimmen. Zwar trieb ich noch weiter ab, aber ich kämpfte verzweifelt und . . . schaffte es! Etwa hundert Meter unterhalb der vorgesehenen Landestelle kam ich an das Ufer. Vorsichtig blickte ich mich um: Nichts zu sehen und zu hören, weder Freund noch Feind!

So setzte ich mich hin und verschnaufte erst einmal. Da plätscherte es unter mir, ein Hauptmann der Infanterie kletterte die Böschung herauf und war genau so froh wie ich, daß er es noch geschafft hatte. Er hatte

sogar trockene Zigaretten und Streichhölzer dabei, unter seinem Stahlhelm.

Wir berieten, was zu tun war. Waffen hatten wir nicht mehr. So gingen wir los und stießen etwas oberhalb auf einige Infanteristen. Ich erhielt einen Karabiner, eine Zeltplane und eine Mütze. Damit machten wir uns auf den Weg zu den dunkel vor uns liegenden Höhen.

Gerade unterhielten wir uns leise darüber, daß von den Russen erstaunlicherweise nichts zu sehen sei, als die erste Leuchtkugel von dem hohen Berg hinaus über die Wilija stieg. Wir standen wie die Bildsäulen und sahen hinunter. Da strömten die Kameraden der Infanterie völlig ungeordnet aus dem Wald heraus und stürzten sich in den Fluß: Rette sich, wer kann!

Aber der größte Teil stürmte in sein Verderben. Maschinengewehrfeuer setzte ein, dann krachten auch die Granatwerfer. Das Einschießen war für den Iwan bei dieser Lage und den ständigen Leuchtkugeln kein Kunststück.

Die Nacht wurde laut. Vom Fluß her schallten die Schreie der getroffenen und ertrinkenden Kameraden, die Hilferufe der Abtreibenden. Trotzdem lief Trupp auf Trupp ins Wasser, denn nur durch dieses führte der Weg zurück zur eigenen Front. Die Russen aber schossen unentwegt weiter, ein schauerliches Bild!

Wir wendeten uns ab, liefen weiter, suchten und fanden Anschluß an einen größeren Haufen von etwa dreihundert Mann, der sich später in zwei fast gleich große Trupps teilte.

Als wir zuerst den Berg stürmen wollten, hieß es, es sei schon ein Stoßtrupp unterwegs und wir sollten so schnell wie möglich nach Westen verschwinden. Der Russe sei aufmerksam geworden und bis es hell würde, müßten wir in den Wäldern verschwunden sein.

Schweigend marschierten wir. Durch regennasse Felder und Wälder, durch verlassene Gehöfte ging es so schnell wie möglich nach Westen. Hinter uns war der Himmel glutrot, malte der Rauch einen düsteren Hintergrund. Dort brannte Wilna, die schöne Hauptstadt von Litauen. Wir wandten uns oft um und dachten an die Kameraden, die in

Zwei „wilde Haufen“ begegnen sich

Im Juli war es in Litauen zwar am Tag sehr heiß, nachts aber ziemlich frisch. Nun waren wir alle naß von unserem Bad in der Wilija, hatten größtenteils kaum noch etwas am Leib, was man als Uniform bezeichnen konnte, und waren überhaupt ziemlich mitgenommen. So war es kein Wunder, daß an diesem Morgen die Nerven einiger Kameraden versagten.

Als wir wieder Geräusche im Wald hörten, stürzten sie mit Gebrüll aus der Schonung auf den vermeintlichen Feind zu. Es gab kein Halten mehr, alles lief und stolperte schreiend durch den Wald, eine entfesselte Horde von Menschen. Großes Erstaunen, als von der gegenüber liegenden Höhe ein gleicher Haufen angestürmt kam: Ebenfalls aus Wilna ausgebrochene deutsche Soldaten!

Ein verwirrendes Durcheinander, dann stürzte alles gemeinsam weiter bergabwärts, sinnlos, planlos. Erst als der Wald wieder ebener wurde, kam die Spitze zum Stehen. Es wurde gesammelt und dann gab es „Auseinandersetzungen“ (um es mal so zu bezeichnen), die wohl in jedem anderen Falle zu Kriegsgerichtsverhandlungen geführt hätten, später aber im Ablauf der Dinge untergingen.

der Stadt geblieben waren. Doch weiter ging der schweigende Marsch.

Es wurde hell, wir wurden noch vorsichtiger. In einem kleinen Dorf aber, das wir verlassen glaubten, stießen wir doch plötzlich auf Partisanen, die uns mit Gewehr bei Fuß anstaunten und sicher wußten sie nicht, ob dieser Räuberhaufen nun Russen oder Deutsche darstellen sollte.

Wir liefen im Gänsemarsch, die Gewehre unter dem Arm, auf wenig Schritte Entfernung an ihnen vorüber, es fiel kein Wort. Erst als die letzten von uns auf dem nächsten Hügel waren, sprangen einige Russen auf ihre Pferde und galoppierten hinauf zum Wald.

Als wir uns später in einer Talsenke befanden, knallte links von einem nicht sehr hohen Höhenrücken aus eine Flak auf uns, deren Schüsse aber zu hoch lagen. Wir konnten sie schnell entschlossen unterlaufen. Im hochstehenden Getreide schlichen wir uns heran und stürmten mit Handgranaten die Kanone und den dazugehörenden Lastkraftwagen. Beide wurden zerstört und im Eilmarsch ging es weiter.

Stunden später rasteten wir in einem Erdbeerfeld. Dann erreichten wir wieder einen Wald und atmeten auf. Wieder wurde es Nacht, wir lagerten in einer Tannenschonung. Die Stimmung war nicht gut, eher gereizt. Unheimlich war die Dunkelheit, die uns voller Leben schien. Dort traf ich Herbert Faulstich wieder, den ich im Schein eines Streichholzes erkannte. Immer noch blutete er aus der Wunde am Kinn, aber er rauchte.

Die Offiziere berieten. Wir konnten nicht mehr weit von der Stelle entfernt sein, an der wir auf unsere Truppen stoßen sollten. Später erfuhren wir, daß Panzer einen Vorstoß unternommen hatten und uns aufnehmen sollten.

Unendlich langsam vergingen die Stunden, niemand fand Schlaf. Es stellte sich bald heraus, daß wir nicht allein im Wald waren. Wir hörten Stimmen, wir hörten Laufen, alles nicht weit entfernt: Freund oder Feind? Die Spannung war unerträglich, wir machten uns gefechtsklar. Doch es ereignete sich nichts, bis der Morgen dämmerte . . .

Schließlich wurde ein Spähtrupp gebildet, der die Lage erkunden sollte. Alles andere lagerte. Noch bevor der Spähtrupp zurückkehrte, hörten wir durch den sich drehenden Wind in der Ferne Gefechtslärm.

„Das sind doch MG 42 und 34er dazwischen, hört einmal!“ schrie jemand. Richtig: Das war der Klang deutscher Maschinengewehre! Mit Ungeduld wurde jetzt die Rückkehr des Spähtrupps erwartet. Eigene Truppen mußten ganz in der Nähe sein.

Der Spähtrupp brachte dann auch eine erfreuliche Meldung: Wir waren wieder nahe der Wilija, auf dem Gegenufer waren deutsche Truppen, doch zwischen uns und dem Fluß lagen sowjetische Stellungen. Auf unserer Seite sollte sich auch ein kleiner deutscher Brückenkopf befinden.

Der Entschluß war schnell gefaßt: Leise an die Stellungen heranpirschen, im Sturm überrennen und dann zum Brückenkopf stoßen oder selbst einen bilden! Wieder begann ein schweigender Marsch, weit auseinandergesogen ging es zum Fluß. Die Stellungen kamen in Sicht und dann hieß es: „Drauf!“

Mit „Hurra“ ging es auf die Russen zu, die sofort türmten, und nach einem kurzen Lauf standen wir wieder am Ufer, wo wir

tatsächlich auch einen dünn besetzten Brückenkopf fanden Infanteristen berichteten uns, daß General Stahel einige Stunden zuvor mit einem Trupp durch die Wilja geschwommen und drüben aufgenommen worden wäre, dort seien Fallschirmjäger.

Wir erkundigten uns sofort nach dem Regiment und erfuhren tatsächlich: „Fallschirmjäger-Regiment 16, Oberstleutnant Schirmer!“ Wir freuten uns unheimlich, riefen hinüber und bekamen Antwort. Es waren Kameraden unseres Bataillons, die nicht nach Wilna eingeflogen worden waren.

Mittlerweile hatten sich die Russen im Wald gesammelt und wollten anscheinend angreifen. Also: So schnell wie möglich hinüber! Aber weit und breit gab es kein Boot, kein Floß. Der Fluß war hier noch breiter, die Strömung noch stärker und vor allem mußte die ganze Strecke geschwommen werden. Als dann doch ein Boot von drüben kam, wurde es selbstverständlich für die Verwundeten reserviert.

Die Russen schossen wieder mit ihren Granatwerfern, die sie ja überall gleich dabei hatten, und hielten mit Infanteriewaffen die Übergangsstelle unter Feuer. Es gab Verrückte, die wollten in voller Uniform hinüber, sie sofften erbärmlich ab. Es gab welche, die konnten nicht schwimmen und so war es ein recht verzweifelter Haufen, der da am Ufer der Wilna stand.

Wir Fallschirmjäger, etwa fünf oder sechs, hielten Kriegsrat. Zwischendurch mußten wir in Stellung gehen und die, allerdings recht zaghaften, Versuche der nicht allzu zahlreichen Russen abwehren, unseren improvisierten Brückenkopf anzugreifen. Wer hier die Nerven verlor, der war verloren!

Wir beschlossen Zeltplane, Schuhe, Hosen und Pistolen — ich hatte mit inzwischen wieder eine „organisiert“ — zusammenzupacken und mit dem Bündel unbekleidet hinüberzuschwimmen. Alles andere flog ins Gebüsch.

Dann glitten wir ins Wasser und schwammen auf Leben und Tod! Wir hatten Glück, ungeschoren erreichten wir das andere Ufer. Schnell sprang ich in Deckung und packte mein Bündel. Ein Schuh und ausgerechnet wieder meine Pistole waren weg. So trat ich mit Hose und Zeltplane den weiteren Weg an.

Freudig uns begrüßende Kameraden zeigten uns die Richtung. Im Laufschrift ging es durch das Unterholz, wieder regnete es in Strömen. An der Rollbahn warteten Lastwagen auf uns. Sie brachten uns in ein wenige Kilometer entferntes Dorf. Ermattet sanken wir aufs Stroh und hatten erstmals seit langen Tagen einige Stunden unbedrohter Ruhe und Schlaf.

Als wir gegen Mittag, etwas erholt, wach wurden, unterhielten wir uns mit den Besatzungen einiger Panzer, die gut getarnt zwischen den Häusern standen. Wir erfuhren leider, daß wir noch immer nicht hinter den deutschen Linien waren.

In der Nacht mußten wir im Geleit, vornweg Panzer, dazwischen immer wieder Lastwagen, nebenher Panzer, hinterher Panzer, noch einmal durch die sowjetischen Stellungen. Wir fuhren wie die Wilden. Bald knallte es rundherum, doch wurde es nicht so schlimm. Als es hell wurde, hatten wir es geschafft!

Kurz vor Kaunas, an einem Waldrand, erhielten wir warmen Kaffee. Dort wurden wir auch wieder nach Einheiten gegliedert und anschließend in die Stadt hinein gefahren. Dort traf ich den Troß der Kompanie

Zwischen Maas und Rhein

Über den Einsatz der 1. Fallschirm-Armee an der Westfront

Gewissermaßen als Nachschlag zu den Beiträgen „Die Führung der Fallschirmtruppe (4/1977) und „Abwehrschlacht in Westdeutschland“ (3/1978) folgt dieser Bericht, den einst unser General Schlemm in Kriegseingangschaft geschrieben hat, wobei dieser Abdruck eine redaktionell bearbeitete (die hohen Ordnungsnummern der Korps wurden „arabisch“ geschrieben — die Schriftleitung) Rückübersetzung ist. Kriegstagebücher und andere diesbezügliche Doku-



Der Verfasser: Alfred Schlemm

mente standen damals nicht zur Verfügung. Es fehlten dem Verfasser ebenso offensichtlich Offiziere seines Stabes, die ihm hätten helfen können. —

Am 20. November 1944 übernahm ich das Kommando der 1. Fallschirm-Armee. Sie war der Heeresgruppe H am Niederrhein unterstellt, die zunächst durch Generaloberst Student und ab Ende Januar 1945 durch Generaloberst Blaskowitz befehligt wurde. Die Nordnaht des Armeebereiches erstreckte sich vom Rhein zehn Kilometer ostwärts von Nijmegen bis Emmerich. Die Südnaht verlief von St. Odilienberg über den Südrand von Rheydt nach Uerdingen.

Der Armee unterstanden das II. Fallschirm-Korps (General Meindl), das 86. Korps (General Straube), das 47. Panzer-Korps (General von Lüttwitz, etwa seit 12. Februar 1945), das

und ich konnte mich wenigstens wieder einkleiden.

Das Abenteuer „Wilna“ fand seinen Abschluß in einer großen Kaserne, in der sämtliche „Wilna-Kämpfer“ noch einmal zusammengezogen wurden. Als wir zum großen Appell antraten, mögen es tatsächlich noch fünfhundert Mann gewesen sein, die ihre Auszeichnungen emfingen.

Einige Tage später meldeten wir uns an der Front bei Oberstleutnant Schirmer zurück: Hauptmann Swenson (später an der Grenze Ostpreußens vor seinem Gefechtsstand gefallen), drei oder vier Unteroffiziere und vielleicht zwanzig Mann! — Die Flammen von Wilna sehe ich heute noch!

Heinz Frischmann

65. Korps (General Abraham, seit etwa 18. Februar 1945). Die erste Karte zeigt die Stellungen der Armee nach Aufgabe des Maas-Brückenkopfes. Der Gefechtsstand befand sich bei Dinxperloo nahe Anholt.

Am 8. Februar 1945 wurde der Gefechtsstand in einen Ort knapp westlich Xanten verlegt, am 22. Februar nach Saalhof, westlich Rheinsberg, am 2. März in einen Ort knapp westlich von Wesel. Nachbar waren im Norden die 25. Armee unter General Blumentritt und im Süden die 15. Armee unter General von Zangen.

Der Westwall entlang der deutschen Grenze, bildete die rückwärtige Stellung der Armee. Diese war südlich Geldern stark ausgebaut, während sie nach Norden nur aus Feldbefestigungen bestand. Eine weitere Linie war entlang des Ostufers der Niers im Bau. Als Reserve war eine Armee-Waffenschule mit etwa zwei Bataillonen in Anholt stationiert. Die Korps verfügten über örtliche Reserven mit schwankenden Stärken. Der Kampfauftrag der Armee bestand im Halten ihrer Stellungen im Reichswald und an der Maas.

Bis Ende Januar war keine bedeutende Gefechtsstärke zu verzeichnen. Zu diesem Zeitpunkt begannen die Alliierten Angriffe gegen die Nahtstelle zur 15. Armee südlich und südostwärts Roermond. Die deutschen Kräfte südlich der Roer (Rur) wurden nach Norden zurückgedrängt. Trotzdem konnten Teile der 8. FJD. einen kleinen Brückenkopf auf dem Südufer halten.

Diesem Vorstoß des Gegners wurde aber nur zweitrangige Bedeutung zugemessen. Der britisch-kanadische Hauptangriff begann am 8. Februar südostwärts Nijmegen gegen den Nordflügel der Armee. Bis zum 24. Februar wurde dieser auf die Linie Rees—Uedem—Weeze—Bergen—Maas zurückgedrängt.

Von der Armee wurden eingesetzt das 47. Panzer-Korps bei Marienbaum mit 15. PGD. (Generalmajor Rodt), 116. PD. (Generalmajor von Waldenburg, zugeteilt aus der Reserve des OB. West am 13. Februar), 6. FJD. (Generalleutnant Plocher, herangeführt aus Holland am 15. Februar) und die Armee-Waffenschule (Hauptmann von Hütz); das II. Fallschirm-Korps bei Uedem und Weeze mit 7. FJD. (Generalleutnant Erdmann, herangeführt aus Lothringen am 7. Februar), 8. FJD. (Generalleutnant Wadehn, aus dem Gebiet um Roermond am 16. Februar) und Teile der 85. ID. (Generalmajor Fiebig); das 86. Korps um Weeze und südlich Venlo mit 180. ID. (Generalmajor Klosterkämper), 190. ID. (Generalleutnant Hammer); das 65. Korps südlich Roermond mit örtlichen Kampfgruppen (Generalleutnant Kühlwein).

An der Maasfront von Bergen bis Roermond gab es keinen Angriff. Die Masse der Armee war seit 8. Februar zur Verteidigung gegen schwere britisch-kanadische Angriffe eingesetzt. Der Gegner verfügte über eine große zahlenmäßige Überlegenheit, seine Stärke wurde auf sechs oder sieben vollständige Korps geschätzt. Seine Divisionen konnten nach drei oder vier Tagen zur Wiederauffrischung aus dem Kampf gezogen werden, während die Armee ihre Divisionen überhaupt nicht ablösen konnte. Die 7. FJD., 15. PGD. und die 116. ID. hatten in Lothringen und in den Ardennen schwere Verluste erlitten. Bis zum 24. Februar waren